

JUNGES FORUM FÜR BILDWISSENSCHAFT 2009

BILDER DES LEBENDIGEN

SPRACHEN, IMAGINATIONEN, TECHNOLOGIEN

BERLIN-BRANDENBURGISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

INTERDISZIPLINÄRE ARBEITSGRUPPEN *BILDKULTUREN* UND *GENECHANOLOGIEBERICHT*

Tagung 11.–13. Mai 2009 in Berlin

TAGUNGSBERICHT

Wissenschaftliche Konzeption und Organisation: SILKE DOMASCH, INGEBORG REICHLER, STEFFEN SIEGEL



Bild: Fotofolia - Sebastian Kaultzki

Junges Forum
für Bildwissenschaft

Tagung an der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der
Wissenschaften

11. bis 13. Mai 2009

TAGUNGSBERICHT „Junges Forum für Bildwissenschaft 2009“

BILDER DES LEBENDIGEN

Sprachen, Imaginationen, Technologien

Junges Forum für Bildwissenschaft IV

Tagung der interdisziplinären Arbeitsgruppe *Bildkulturen* in Kooperation mit der interdisziplinären Arbeitsgruppe *Gentechnologiebericht* der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

11. bis 13. Mai 2009

Unter dem Titel *Bilder des Lebendigen* fand vom 11. bis 13. Mai an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften das Junge Forum für Bildwissenschaft 2009 statt. Damit ging die von Ingeborg Reichle und Steffen Siegel, im Rahmen der interdisziplinären Arbeitsgruppe *Bildkulturen* konzipierte Veranstaltung in ihr viertes Jahr. Das Besondere der diesjährigen Tagung war die Kooperation mit der interdisziplinären Arbeitsgruppe *Gentechnologiebericht*, vertreten durch Silke Domasch, die programmatisch die Bildsprachen der Kunst- und Bildwissenschaften um die Sprachbilder der Linguistik erweiterte. Mit der Wahl des Untertitels der Tagung „Sprachen, Imaginationen, Technologien“ steckten Domasch, Reichle und Siegel das Feld ab, auf dem die Referentinnen und Referenten ihre Fragen und möglichen Antworten nach den „Bildern des Lebendigen“ verorten sollten; der Fokus lag dabei auf den Biotechniken des 20. und 21. Jahrhunderts.

„Das Lebendige“, so heißt es im Call for Papers, „stellt für [die] Prozesse wissenschaftlicher Repräsentation eine besondere Herausforderung dar“. Was aber ist das Lebendige? Kann es überhaupt allgemeingültig definiert werden, oder ist es immer kulturelle Konzeption einer bestimmten Epoche bzw. ihrer jeweiligen Leitwissenschaften? Diese Fragen beschäftigten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer vom ersten Vortrag bis zur Abschlussdiskussion. Das Konzept der Tagung, sich möglichen Antworten sowohl über die Bildmedien als auch über die Metaphern und Grammatiken zu nähern, ging insbesondere deshalb auf, weil die Vortragenden, die einerseits den verschiedensten Wissenskulturen von Sciences und Humanities angehören, andererseits auch zeigten, dass sich solche kategorialen Trennungen angesichts der vielen interdisziplinären Forschungsansätze nicht aufrecht erhalten lassen.

In ihrer Einführung benannte Ingeborg Reichle das Labor als Ort der Technisierung des Lebendigen, ein Ort, wo biologische Prinzipien auf anorganische Trägermedien überführt werden. Die Artificial Life-Forschung sieht irdisches Leben als eine von vielen möglichen Erscheinungsformen des Lebens an. Die Übertragung von Lebensprinzipien auf Materie zeigt sich in Begriffen wie Botschaft, Organisation oder Programm. Erlauben solche Formulierungen den Schluss, dass sich Lebewesen und Maschinen gleichermaßen über Regelkreise steuern lassen? Mit der künstlerischen Aneignungspraxis Tissue-Culture im Ausstellungskontext zeigte Reichle ein Beispiel der Beherrschung des Lebendigen auf zellulärer Ebene in

der Petrischale, die mittlerweile zu einem künstlerischen Ausdrucksmittel geworden ist. Von den gegenwärtigen Biowissenschaften entwickelt und vorangetrieben ist diese Technik heute auch Teil künstlerischer Praxis, ein Aspekt, auf den auch Robert Zwijnenberg in seinem Abendvortrag am zweiten Tag der Tagung einging.

Kerstin Palm (Biologie, Wissenschaftsgeschichte – Berlin) fasste für ihren Vortrag „Vom Vitalismus bis zur aktuellen kybernetischen Biologie. Wechselnde Geschlechterimaginationen historischer Lebensbegriffe“ einige der Kernaussagen ihrer Habilitationsschrift zusammen. Palm geht dem Lebensbegriff aus biologischer Perspektive nach, wobei sie die Biologie als Geschichte der europäischen Naturerklärung auffasst. Bevor sie eine Einführung in die Begriffsgeschichte des biologischen Lebensbegriffs gab, entlarvte sie dessen Beziehung zum Subjektbegriff als autozentrische Selbstinszenierung des männlichen Subjekts. Palm zeigte eindrucksvoll, wie sich der Lebensbegriff des Vitalismus zu dem des Neovitalismus wandelte, und wie sich damit einhergehend der Geschlechterbegriff veränderte, bis schließlich im Zuge des Strukturalismus in der Biologie des 20. Jahrhunderts aus den Subjekten Akteure wurden, und damit die Geschlechterdifferenz als Chiffre für kulturelle Machtordnung verschwand. In ihrem kulturhistorischen Resümee setzte Palm den biologischen bzw. naturwissenschaftlichen Strukturalismus dem linguistischen entgegen, und betonte dabei, dass die Geschichte des Lebensbegriffs die Geschichte der Idee eines autonomen männlichen Subjekts bis zu ihrem Niedergang und damit auch den Prozess der Modernisierung des Menschen reflektiert. Auf die Frage, ob die Subjektgeschichte des Menschen vom Naturbegriff aus gedacht werden müsse, antwortete Palm, dass der Subjektbegriff in der Geschichte des Lebensbegriffs der Biologie immer wieder verhandelt wurde, wobei die Natur in diesem Kontext nicht als unbelebte, sondern als selbsttätige anzusehen ist.

„Das Leben ist der Keim und der Keim ist das Leben“, so formulierte Louis Pasteur 1883 seine Erkenntnis, wonach das Leben selbst – in Form des Keimes, d. h. des Krankheitserregers – die Ursache der Krankheit darstellt. Cornelia Wild (Romanistische Literaturwissenschaft – München) würdigte Pasteur in ihrem Tagungsbeitrag „Le germe c'est la vie'. Pasteur und die Neuerfindung des Lebens“ als Jahrhundertereignis: Durch ihn habe sich der Lebensbegriff um die Jahrhundertwende grundlegend verändert. Wild entwarf das Ringen um einen neuen Lebensbegriff als Opposition zweier Forscher, die zwei verschiedene Lebensbegriffe vertreten: Pasteur steht für Bios, das qualifizierte Leben, und sein Counterpart, Félix-Archimède Pouchet, für Zoe, das nackte Leben. Wild stellte die Inszenierung wissenschaftlicher Erkenntnisse als Wettstreit dar, als einen Wettlauf mit der Zeit, ein Erklimmen geistiger und geografischer Gipfel. Der Vortrag verdeutlichte zwei wichtige Punkte: dass nämlich zum einen politische Faktoren die Deutung von Experimenten beeinflussen, und dass die Erforschung des Lebendigen zum Zweiten an die Bedingungen des Labors gebunden war (und ist), das Labor mithin als Modell des gesunden, innerlich reinen Körpers dient. Damit kam Wild zur Kernaussage der Theorie des Lebendigen bei Pasteur: Das Leben kämpft gegen das Leben. Die Keime sind der Ursprung des Todes. Wird der lebendige Körper durch die lebenden Keime verunreinigt, stirbt er.

Mit ihrem Beitrag „Sprechen über das Lebendige. Zum sprachlichen Umgang mit Embryonen“ sprang Silke Domasch (Linguistik – Berlin) für Constanze Spieß ein und eröffnete im Sinne ihrer Fachkollegin die linguistische Perspektive auf zeitgenössische Biotechniken am Beispiel der Präimplantationsdiagnostik (PID). Domasch zeigte sprachlich vermittelte Aushandlungsprozesse auf und fragte nach der sprachlichen Realisierung solcher Handlungsoptionen. Ihre Ausgangsfragen lauteten: Wie wird das in Forschungen entdeckte und erkannte „neue“ Wissen sprachlich gefasst und welche Strategien der Imagination und Aneignung des Lebendigen sind damit verbunden? In ihren Ausführungen behandelte sie den Embryo als Synonym für das Lebendige. Sie entwarf eine semantische Skala, vier Gruppen von Verben, die sämtlich den Umgang mit nicht-implantierten Embryonen bezeichnen. Dabei lenkte sie die Aufmerksamkeit insbesondere auf das „Verwerfen“, einen Begriff, den sowohl Befürworter als auch Gegner der PID verwenden, und der mit seinen vielschichtigen Deutungsmöglichkeiten auch die anschließende Diskussion dominierte. Deutlich arbeitete Domasch heraus, dass über die Wahl des Handlungsverbs nicht nur der Umgang mit dem Embryo innerhalb des diskutierten Forschungskontextes verhandelt wird, sondern dass der Embryo auch als Referenzobjekt insofern eine Bewertung erfährt, als er semantisch einerseits mit Proteinen und Zellen (bei Verwendung von Verben wie *wegwerfen*, *beseitigen*), andererseits mit dem Lebendigen (bei Verwendung von Verben wie *töten*, *absterben lassen*) gleichgesetzt wird.

Jörg Volbers (Philosophie – Berlin) diskutierte in seinem Beitrag das Lebendige als Eigenschaft, Begriff und regulative Idee. Wie zeigt sich das Lebendige als Lebendiges? Das Lebendige, so Volbers, ist immer in allen Bildern vom Lebendigen vorhanden, doch verhält es sich dabei wie im Stillleben (*nature morte*): Die im Bild sichtbaren Wesen sind weder lebendig noch tot. Hinter dem Vortragstitel „Mensch oder Roboter? Das Problem der Sichtbarkeit des Lebendigen am Beispiel der ‚other minds‘“ verbirgt sich die tiefgreifende Unsicherheit Ludwig Wittgensteins, seine Mitmenschen könnten unter ihrer Oberfläche leer bzw. „voll Sägespäne“ sein. Reicht das, was uns unser Gegenüber als Lebendiges ausweist, seine Bewegungen, der Gesichtsausdruck also nicht aus, um Sicherheit zu erlangen, dass es sich um keine Puppe, kein mechanisches Ding handelt? Gefasst ist diese Unsicherheit in dem Begriff des Fremdpsychischen (*other minds*) mit dem Volbers die Frage nach der Sichtbarkeit des Lebendigen überhaupt verbindet. Sichtbarkeit und Abbildbarkeit scheinen in Volbers Ausführungen zu verschmelzen, wenn er betont, dass das Lebendige im Bild des Lebendigen einfach stillgestellt wird. Interpretiert man mit Wittgenstein den menschlichen Körper als „das beste Bild der menschlichen Seele“, so kann er als Lebendiges erst als *nature morte*, nämlich als Leichnam zum „ähnlichen Bild“ werden, also zur „Erscheinung“ kommen. Aufgrund dieser Schlussfolgerung wurden in der Diskussion die grundsätzlichen Fragen der Tagung noch einmal formuliert: Kann es, wenn erst durch das Stillstellen des Lebendigen im Bild der Blick auf das Lebendige ermöglicht wird, überhaupt Bilder des Lebendigen geben? Ist das Lebendige überhaupt darstellbar?

Die Redner des zweiten Tages beschäftigten sich mit Bildtraditionen aus Biologie und Medizin von 1900 bis 1930. Zum Auftakt stellte Julian Bauer (Geschichte, Bild- und Kunstwissenschaft – Konstanz) die Frage „Anschauung oder Abstrak-

tion? Bild- und Schrifttechniken der theoretischen Biologie im frühen 20. Jahrhundert“. Anhand dreier Veröffentlichungen von Vertretern dieser disziplinären Ausrichtung, Johannes Reinke, Jakob von Uexküll und Ludwig von Bertalanffy, beleuchtete Bauer die Arbeit, die in den „visuellen Selbstverständlichkeiten“ der Lebenswissenschaften steckt. Dabei zeigte er, dass Praktiken der Visualisierung immer Bestandteil epistemologischer Entwicklung sind. Durch Anschauung und Abstraktion tragen Visualisierungen über eine bloße Gegenstandsbeschreibung hinaus zum Verständnis bei. Anschauung meint hier die „erkennende Anschauung“ in der Tradition der Naturforscher der Goethezeit. Bilder zeigen bei Reinke das, was Forscher (z. B. im Experiment) beobachten können. Dieser primär wahrnehmungsgeliteten Naturforschung und dem entsprechenden Bildgebrauch Reinkes steht Uexkülls „Bildprogramm“ entgegen. In dessen überwiegend schematischen Abbildungen wird die fundamentale Medialität des Wissens betont. So kommt es bei der Fragestellung, wie eine Stubenfliege sieht, zu einer doppelten Sichtbarkeit: der des Referenzobjekts und der des Mediums. Bertalanffy, der Begründer der Systemtheorie, verzichtet bis auf wenige Diagramme auf Illustrationen. Der Vortrag lässt die Schlussfolgerung zu, dass sich mit der Abkehr von der erkennenden Anschauung und damit dem Vertrauen in die eigenen Sinne eine gewisse Bilderskepsis verband bzw. dem epistemischen Gehalt wissenschaftlicher Visualisierungen das Vertrauen entzogen wurde. Er legt auch nahe, dass sich die Forderung nach Eindeutigkeit lebenswissenschaftlicher Erkenntnisse in den 1920er-30er Jahren eher an die Sprache als an die Bilder richtete.

In seinem Vortrag „Die lebende Fotografie. Zu einer biologischen Theorie des fotografischen Bildes um 1900“ geht Kyung-Ho Cha (Biologie, Germanistik – Berlin) auf ein bisher unbeachtetes Kuriosum der Wissenschaftsgeschichte ein. Im frühen 20. Jahrhundert meinten Biologen und Physiker nachweisen zu können, dass sich die „Oberflächen“ von Phasmiden (Gespenstschrecken) und anderen Insekten wie farbenfotografische Platten verhalten. Chas Aussage, ein Insekt sei, wenn es die Umwelt mit seinem Körper fotografiere, ein Bild, haucht der Metapher von der handelnden Natur Leben ein: Die Natur „schreibt“ auf die Tierflügel. In der späteren Diskussion wurde deutlich, dass Cha das Verhältnis zwischen Metaphernbildung und naturwissenschaftlicher Praxis nicht als reziprokes, sondern als monokausales ansieht. Die fotografische Platte dient den Biologen als Modell. Dabei wird Vererbung als Reproduktion der Platte verstanden. So verwundert es kaum, dass dieser Theorie der auf fotochemischen Prozessen beruhenden mimetischen Eigenschaften, nur Prä- oder Anti-Darwinisten anhängen, Darwinisten die Fotoempfindlichkeit der Insektenhaut jedoch ablehnten. Die Fotografie wandelt sich, wie es Cha ausdrückt „von einem Artefakt in einen Biofakt“. Er wies jedoch darauf hin, dass Genetik und Biologie epistemologisch in zwei völlig verschiedenen Feldern verortet sind. Hier schlug er den Bogen zur aktuellen Forschung in den Lifesciences, wie der evolutionären Entwicklungsbiologie, die molekulare Erkenntnisse in einem evolutionären Kontext verhandelt.

Anja Laukötter (Medizingeschichte – Berlin) bezeichnet Bilder in den Naturwissenschaften als ikonische Episteme, die Evidenz erzeugen. Sie dienen dabei auch als Medien der Didaktik und kreieren eine neue Realität. Dabei rufen sie zugleich „epistemische Widerborstigkeiten“ hervor, die Laukötter in ihrem Tagungsbeitrag

„Das Lebendige in der frühen Kinematographie des medizinischen Films“ thematisierte. Der Film als Träger visueller Kultur mit neuer Rhetorik bedient sich neben Bildern auch der Sprache. Das wirft die Frage nach dem Verhältnis von Bild und Text im naturwissenschaftlichen Film auf. Laukötter zeigte, wie der Film zum Leitmedium der modernen Wissenschaften avancierte. Wurden solche Filme zunächst in wissenschaftlichen Gesellschaften vorgeführt, so waren sie schon bald öffentlich und galten (wie auch Röntgen-Vorführungen) als Attraktion auf Jahrmärkten und in Varietés. Der Mensch war nach Tier und Pflanze ab ca. 1905 Objekt der wissenschaftlich Filmschaffenden. Meist wurde er in Gänze von einer unbeweglichen Kamera aufgenommen. Was, so fragte Laukötter nach, produzierte die Faszination an den bewegten Bildern? Die Antwort scheint fast banal: Sie waren/sind Bilder mit eingehauchtem Leben. Die dort gezeigte Lebendigkeit ist vergleichbar mit dem, was als Realität erlebt wurde/wird. Dieser Aspekt wird um rein praktische Funktionen ergänzt, die die Medizin als eine Handlungswissenschaft bestätigen: Der Chirurg kann durch die Betrachtung eines Operations-Filmes die eigenen Handgriffe überprüfen und ökonomisieren. Die Kamera begreift Laukötter hier als Instrument der Forschung. Die Frage, inwieweit und wann der Forschungsfilm eine eigene Sprache entwickelt hat bzw. sich von der Sprache der Fotografie emanzipieren konnte, wurde im Anschluss diskutiert und vom nächsten Vortragenden erneut aufgenommen.

Auch bei Ramón Reichert (Medientheorie – Linz) ging es um den frühen naturwissenschaftlichen Film als Instrument der Wissensherstellung. Als Medienwissenschaftler fragte er in seinem Tagungsbeitrag „Die Medialisierung des Lebendigen im frühen Forschungsfilm“, auf welche Weise in mechanischen Bildern Lebendigkeit hergestellt wird. Dabei geht Reichert davon aus, dass abgefilmte Körper aus ihren „natürlichen“ raum-zeitlichen Gegebenheiten gelöst und über den Filmstreifen endlos reanimiert werden können. Indem sein Vortrag nicht allein die Fotografie als *das* Medium der mechanischen Erzeugung von Objektivität würdigte, widersprach Reichert Galison und Daston (Objectivity, 2007) und verwies beispielsweise auf die Ethnologie, in deren Praxis der Film das entscheidende Medium darstellt. Seine These besagt, dass der Film das Foto als Leitmedium wissenschaftlicher Forschung ablöste. Wissenschaftliche Filme dienten dabei u. a. als Erweiterung der Eigenbeobachtung im Selbststudium, waren Beweismittel auf Konferenzen oder Archivierungsmedien. Obwohl er also den Film unter das Postulat der mechanischen Erzeugung von Objektivität stellte, verdeutlichte Reichert, wie narrative und fiktive Momente in die experimentelle Anordnung vor der Kamera mit einfließen. Das mediale Setting überformt zwar die wissenschaftlichen Anforderungen, dennoch sind Wissenschaftsfilme das Resultat technisch realisierter Evidenz. Die Verdichtung des Labors mit der Narration bedingt die Entstehung des Wissenschaftlichen mit. Mit Benjamin versteht Reichert die Kinematographie als Medium, welches das Unsichtbare sichtbar macht. Durch diese Sichtbarmachung schaffen Filme eine neue Wahrnehmung. Das diese auch eine neue Wahrnehmung des Lebendigen darstellt, verdeutlichte dieser Vortrag ebenso wie der darauffolgende.

Mit „Leben in Bildern pro Sekunde‘ – Zur Mikrokinematographie der Zelle im frühen 20. Jahrhundert“ schloss sich Kathrin Friedrich (Medienwissenschaft – Marburg) thematisch an ihre Vorredner an. Am Beispiel der Bewegtbildverfahren

der Mikrobiologie untersuchte sie, ob lebendige mit bewegten bzw. beweglichen Bildern gleichzusetzen sind. Mit Bergsons Ermahnung im Hinterkopf, wonach wir das Lebendige vergebens in Rahmen zu pressen suchen, begibt sich Friedrich auf die Spuren des Mediums, dass die *durée* (die Dauer, den Fluss der Zeit), die Basis jeder Lebensrealität ist, eindringlich vorführt. Durch die aufgezeichneten und abgespielten Entwicklungsphasen von Zellen wird „die Illusion von Dauer und damit der Lebensfluss konstruiert“. Konstitutiv für diese Spielart des Forschungsfilms ist die Kombination von Kinematographen und Mikroskop als einem „nie ermüdenden Auge“. Wie heute z. B. Supercomputer war die Apparatur für dieses Beobachtungs- und Bildgebungsverfahren nur Wenigen zugänglich: Sie war groß, schwer bzw. unbeweglich und teuer. Am Beispiel des Biologen Julius Ries und seiner Forschungsobjekte, den Eiern des Seeigels, verdeutlichte Friedrich eine Schwierigkeit bei der Darstellung des Lebendigen, nämlich es am Leben zu erhalten, bis es die Apparatur erreicht. Die Zeitlichkeit bzw. Lebendigkeit des Objekts erscheint mithin in Abhängigkeit zur Unbeweglichkeit der Apparate, ein Gedanke, der auch in den vorhergehenden Vorträgen anklang, wenn sie sich z. B. mit der statischen Kamera des frühen Forschungsfilms auseinandersetzten.

Der öffentliche Abendvortrag von Robert Zwijnenberg, Professor für Geschichte und Theorie der Gegenwartskunst in Leiden (NL) und Begründer des Arts and Genomics Center, fand im Leibniz-Saal der BBAW statt. Nach der Begrüßung durch Ingeborg Reichle und der Einführung durch Peter Deuflhard, stellte auch Zwijnenberg Tagungsteilnehmer und Gäste vor die Frage, wie das Leben visuell zu fassen ist: „How to Depict Life: A Short History of the Imagination of Human Interiority“. Von einer Buchillustration von 1345 bis zu der aktuellen Mikrografie einer embryonalen Stammzelle spannte er den Bogen der Bilder, mit denen Leben illustriert wird. Die Anatomie des 14. Jahrhunderts hatte das Körperinnere noch nicht aufgedeckt oder entschlüsselt. Das Bild sei kulturelle Repräsentation dessen, was Anatomie ist: Es zeige die ethischen Grenzen, in denen sich die anatomische Forschung bewegte. Zwijnenbergs These, dass es ohne künstlerische Praxis (auch heute noch) keine Bilder des Lebendigen oder des menschlichen Körpers geben kann, stützte er mit Zeichnungen Leonardo da Vincis. Dessen grafische Meisterschaft habe es erst ermöglicht, das Innere des Körpers zu repräsentieren. Der Parcours durch die Kunst- bzw. Wissenschaftsgeschichte führte über Rembrandt und Vesalius in einem gewagten Sprung zu zeitgenössischen bildgebenden Verfahren, die uns einen weitreichenden visuellen Zugang zum Körper erlauben – bis hin zum „gaze on the living brain“. Emphatisch rief Zwijnenberg nach künstlerischer Expertise als Reaktion auf das neue Wissen der Lebenswissenschaften mit ihren sozialen und ethischen Implikationen: „We need Bio-Art!“. Die von den Künstlern angestrebte „Ästhetik des Ethischen“ müsse Einfluss auf die öffentliche Debatte um die Lifesciences nehmen, so schließt Zwijnenberg, damit sich der Graben zwischen der Gesellschaft und der Wissenschaft nicht weiter vertieft.

Am dritten und letzten Tag standen noch zwei Vorträge am Gendarmenmarkt auf dem Tagungsprogramm. Miriam Eilers (Medizingeschichte – Lübeck) führte mit den Abbildungen aus Fritz Kahns *Das Leben des Menschen* (1921–31) das Lebendige in menschlicher Form als industrielles oder maschinelles Bollwerk vor. In ihrem Beitrag „Zeigen, was man nicht sehen kann: Das populärwissen-

schaftliche Bild in der Weimarer Republik“ ergründete Eilers die Maschine als Lebensmetapher oder biologisches Modell. Sie veranschaulichte, wie Kahn das Bild des Maschinenkörpers zunächst didaktisch nutzte, später allerdings zu einem „extremen Maschinenmodell“ kam. Mit dem Mensch-Maschine-Vergleich sieht sie Kahn einerseits in der Tradition eines mechanistischen Menschenbildes à la La Mettrie und andererseits in der des Automatenbaus der höfischen Kultur. Kahn habe unterhalten, belehren und einen Beitrag zur Volksaufklärung leisten wollen. Eilers deutet Kahns berühmtes Bild vom *Menschen als Industriepalast* mit Blumenberg als ein Beispiel, wie der seiner eigenen Natur rätselnd gegenüberstehende Mensch sein Leben bzw. seine Lebendigkeit zu erklären vermag und in welchen Metaphern und Bildern er denkt, um dies zu tun. Dabei betonte die Referentin das Konzept der Vorläufigkeit: Die Metaphorik sei nicht endgültig, sie lasse Raum für andere, neue Konzepte und Erklärungsmodelle des Lebendigen. In der Diskussion wurde dafür plädiert, Sprach- und Bildmetaphern als zwei verschiedene Phänomene getrennt voneinander zu behandeln. Aus dieser Anmerkung entstand die Frage, ob und wie Blumenbergs Sprachmetaphorik auf Bilder zu beziehen sei. Diese Überlegung leitete zum Metapherngebrauch der modernen Naturwissenschaften hin, in denen die Pumpe für das Herz, der Filter für die Niere oder die Kamera für das Auge stehen.

Im letzten Vortrag befasste sich Lara Katharina Kutschenko (Biomedizin – Mainz) mit dem epistemischen Profit von Tiermodellen: „Der Tod als Endpunkt im Graphen? Repräsentationen des Tiermodells im biomedizinischen Experiment“. Das Tiermodell definiert Kutschenko als Idealisierung bzw. Standardisierung eines Tieres seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Mit Rheinberger unterscheidet sie dessen Funktionen in Generalisierung, d.h. die Verallgemeinbarkeit biologischer Gesetzmäßigkeiten, und Substitution, bei der das Tier Substitut für den Menschen ist. Tiermodelle dienen laut Pickstone (2000) dazu, die Kontrolle über „living processes“ zu erlangen – zunächst beim Tier, dann beim Menschen. Dem Tagungsthema „Bilder des Lebendigen“ stellte Kutschenko „Bilder des Toten“ gegenüber. Sie fragte, was sich im Bild abspielt, wenn ein Versuchstier stirbt. Wie wird der Tod dargestellt? Wie wird das Tiermodell repräsentiert? Dabei benutzte Kutschenko den Begriff Repräsentation in doppeltem Sinne: zum einen als bildliche Darstellung (des Tieres) überhaupt, zum anderen bezeichnet Repräsentation die Stellvertreterfunktion des Tieres. Sie zeigte, wie sich die zuvor genannten Funktionen Generalisierung und Substitution anhand verschiedener Bildtypen darstellen lassen: In der Fotografie bleibt anstelle der toten Maus eine Leerstelle. Fotos werden in Veröffentlichungen, wo ein Farbdruck möglich ist, eingesetzt, um das Tiermodell in seiner Funktion als Substitut zu zeigen. Das Schema dagegen habe mit dem Experimentalaufbau nichts mehr zu tun. Es werde genutzt, um die Generalisierung darzustellen. Als Illustration siedelt sie den Graph zwischen Foto und Schema an. Graphen, so Kutschenko, zeigen eine gewisse Transmission zwischen Tier und Experimentalaufbau und eignen sich daher sowohl für eine Visualisierung der Generalisierung als auch für die der Substitution.

Mit diesen Anregungen und Fragen begaben sich die Tagenden in die Abschlussdiskussion und damit erneut zur Redeweise des Lebendigen. Es wurde vorgeschlagen, den Begriff des Lebendigen auf die Bilder zu blenden, also danach zu fragen, wie das Verhältnis von Lebendigkeit und Medialität beschaffen ist. Da-

mit erweiterte sich das in den vergangenen Tagen verschiedentlich diskutierte Problem der Historisierung um das der Medialisierung. Zudem kam die provokante Frage auf, ob sich hinter der Redeweise der „Bilder des Lebendigen“ nicht ein Paradox verberge. Dem Vorschlag, vom Bild auszugehen und erst in einem zweiten Schritt den historischen Rahmen zu betrachten, wurde entgegengehalten, dass Historisierung weniger als ein Einpassen in strenge Schemata verstanden werden sollte, sondern vielmehr als Ansatz, den Begriff des Lebendigen in seiner Bedeutung offenzulegen. Dass das Lebendige nicht nur ein Untersuchungsgegenstand ist, sondern uns als Untersuchende auch selbst betrifft, könnte zur Folge haben, dass wir uns, indem wir ein mediales Lebendiges konstruieren, von uns selbst abschneiden. Was Leben also letztlich ist, ist Aushandlungssache: Mit der Origin-of-Life-Forschung verschiebt sich die Ebene bzw. der Kontext der Definition. Eine absolute Definition gibt es mithin nicht. Aber: Wie produktiv ist es überhaupt, über solche Definitionen zu sprechen? Sollte man nicht die produktive Kraft solcher Definitionsfindung akzeptieren? Einigkeit herrschte in dem Punkt, sich dem Lebensbegriff über die (Bild)Medien zu nähern und zu beobachten, wie Begriffe Teil kultureller Praktiken werden. Dabei führt allerdings kein Weg mehr an den Biowissenschaften vorbei, die ja den Lebensbegriff im Namen tragen und so gleichermaßen der Definitions- bzw. Bedeutungsverschiebung unterliegen. Die Diskussion endete mit einer Frage: Was hängt an der Begriffsunterscheidung? Gibt es eine Konsequenz daraus, ob etwas als lebendig definiert wird oder nicht?

Es mag überraschen, dass die Diskussion um den Begriff des Lebendigen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Jungen Forums 2009 mehr umtrieb als die um die Bildsprachen und Sprachbilder. Daraus lassen sich nach drei Tagen und 12 Vorträgen zwei Tatsachen ersehen: Zum einen, dass sich die bildwissenschaftlich Arbeitenden dem Lebendigen und damit zugleich den Inhalten der immer mehr um sich greifenden Biowissenschaften über die Bilder nähern müssen. Zum anderen, dass wir uns von der Frage des ersten Jungen Forums von 2006, welche Fragen die Bildwissenschaften stellt, bereits in eine selbstverständliche, interdisziplinäre Bildwissenschaftspraxis begeben haben.

Wibke Larink (Hamburg)

KONTAKT

Dr. Silke Domasch, Dr. Ingeborg Reichle

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Interdisziplinäre Arbeitsgruppen

Bildkulturen und Gentechnologiebericht

Jägerstr. 22/23, 10117 Berlin

Tel.: +49 (0)30 20 37 05 73

Fax: +49 (0)30 20 37 04 44

Email: bildwissenschaft@bbaw.de